

Neue Zeitung

JUBILÄUMSBEILAGE ZUM 50. GEBURTSTAG

Budapest, 20. September 2007

Zum 50. Geburtstag

Am 20. September 1957 erschien die erste Nummer der Neuen Zeitung. Ihre Vorgängerin, die 1954 gegründete Monatsschrift „Freies Leben“, wurde in den Oktobertagen 1956 aufgelöst. Jetzt am 7. und 8. September feierten ehemalige und gegenwärtige Mitarbeiter, Freunde und Förderer der Zeitung den 50. Geburtstag des Blattes. Besonders erfreulich war die Anwesenheit von zahlreichen jungen LeserInnen von NZjunior bei der Eröffnung der Ausstellung mit Bildergeschichten und mit Pressefotos von László Bajtai im Veranstaltungssaal im Budapester Haus der Ungarndeutschen. In einem Brief an das Geburtstagskind würdigte Parlamentspräsidentin Katalin Szily die Tätigkeit einer der wichtigsten geistig-kulturellen Werkstätten der Ungarndeutschen. In dieser Nummer veröffentlichen wir Grußworte unserer Partnerinstitutionen und Erinnerungen unserer einstigen Mitarbeiter.

Eine Brücke zwischen den Ungarndeutschen



**Klaus J. Loderer, Schriftleiter
Unsere Post, Heimatzeitung der
Deutschen aus Ungarn
Bundesvorsitzender, Landsmann-
schaft der Deutschen aus Ungarn**

Aus dem doch sehr überschaubaren ungarndeutschen Blätterwald ragen die beiden traditionsreichen Zeitungen „Neue Zeitung“ und „Unsere Post“ heraus. „Unsere Post“ wurde in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Deutschland für die vertriebenen Ungarndeutschen gegründet. Die „Neue Zeitung“ entstand wenige Jahre später in Budapest für die in Ungarn verbliebenen Ungarndeutschen.

Für die Heimatzeitung „Unsere Post“ ist die „Neue Zeitung“ die liebenswerte Schwester in Ungarn. Beide Zeitungen bilden eine Brücke zwischen den Ungarndeutschen in Ungarn und Deutschland. Durch die unterschiedlichen Perspektiven entsteht ein interessanter Dialog. Dies ist auch der Grund, daß viele Ungarndeutsche beide Zeitungen lesen.

Natürlicherweise liegt der Schwerpunkt der „Neuen Zeitung“ eher bei den Aktivitäten der Ungarndeutschen in Ungarn, während „Unsere Post“ den Blick vor allem auf

die Ereignisse in Deutschland wirft. Doch vermeiden beide Zeitung die Einschränkung auf ihre Region. Beide lenken den Blick eben auch auf den Teil der Ungarndeutschen, mit dem man menschlich verbunden, von dem man aber politisch über viele Jahre getrennt war und nun glücklicherweise nur noch geographisch getrennt ist.

Doch arbeiten sie seit vielen Jahren eng zusammen. So hat sich über Jahre zwischen beiden Zeitungen ein reger und fruchtbarer Austausch eingebürgert und ohne daß jemals offiziell eine Kooperation vereinbart worden wäre, gelang auf der persönlichen Ebene der Chefredakteure der „kleine Dienstweg“. Dadurch konnte nicht nur eine Konkurrenzsituation vermieden werden. Daraus erwachsen auch Projekte, die besonders für die Vermittlung ungarndeutscher Literatur und Kunst – einem gemeinsamen Anliegen beider Zeitungen – in Deutschland fruchtbare Ergebnisse zeitigten.

Obwohl die „Neue Zeitung“ und „Unsere Post“ sich mit einem Themenkreis befassen, pflegen beide ihre Sicht auf die Dinge und ihre Eigenheiten und die Eigenheiten ihrer Leserschaft. Für die Leser der Heimatzeitung wurden die Familiennachrichten eine liebgewonnene Tradition. Eine Rubrik, um die man die „Neue Zeitung“ beneiden darf, ist die Beilage „NZjunior“, die liebevoll aufgemacht die kleinen Ungarndeutschen zur deutschen Sprache animieren soll und ihnen heimatkundliche Themen vermittelt.

Zum fünfzigjährigen Bestehen auch aus Deutschland die besten Wünsche. Wir wünschen uns weiterhin eine fruchtbare Zusammenarbeit.

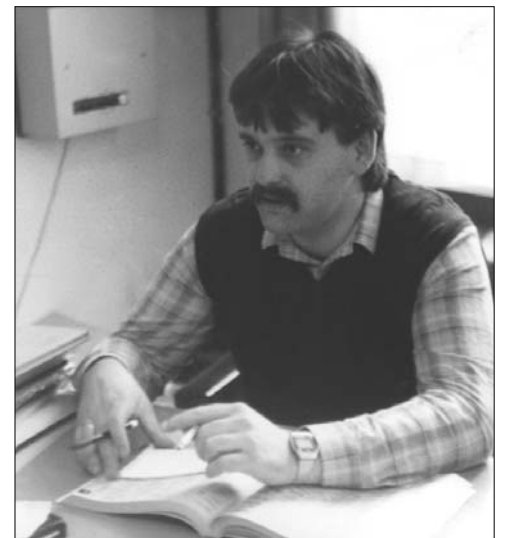
Rippenstück

Irgendwie wollte ich immer schon Journalist werden. (Na gut, so mit 8-10 Jahren eher Metzger, aber daran kann ich mich nur deshalb erinnern, weil es mir meine Mutter immer erzählt.) In den Fünfkirchner Gymnasialjahren wollte ich aber schon Journalist werden, genauer gesagt Radioreporter. Wahrscheinlich, weil bei meinem Opa, bei dem ich viel Zeit verbracht habe, ständig das Radio eingeschaltet war. (Mein Opa war übrigens ein tief gläubiger, einfacher und ehrlicher Maurer, der die Mondlandung der Amerikaner mit den Worten „Das läßt der liebe Herrgott doch nicht zu, die lügen ja genauso wie die Russen!“ kommentiert hatte.) Wien auf Mittelwelle hatte mein Opa meistens eingeschaltet gehabt, das konnte in der Baranya gut empfangen werden. Auch die ungarische Sendung aus Jugoslawien, von Studio Esseg oder Neusatz. Den ungarischen Staatsrundfunk hat mein Opa nicht gehört, nur die deutsche Sendung aus Fünfkirchen, die „Teitschstud“, deren damaliger Moderator – heute würde man „Starreporter“ sagen – aus unserem Nachbardorf stammte und mit meinem Vater gut bekannt war. Auch er, Willy Graf, hat mich stark motiviert.

Ich wollte also Radioreporter werden. Die ersten Versuche dann: Mitarbeit beim Schulfunk des Leőwey-Gymnasiums, in der Jugendsendung der „Teitschstud“. Später, schon als Student, Reportagen, Nachrichten sprechen bei der Erwachsenenendung. Doch bin ich nicht Radioreporter geworden. Warum nicht, gehört nicht in diese Geschichte.

1983 habe ich bei der Neuen Zeitung angefangen. Die Zeitung war mir selbstverständlich nicht unbekannt. Meine Eltern hatten sie abonniert, auch in der Schule und in den Studienjahren habe ich sie gelesen. Anfangs fand ich sie langweilig, doch später immer interessanter. (Daß die Qualitätssteigerung mit dem neuen Chefredakteur Peter Leopold zu tun hatte, ist mir erst später bewußt geworden.)

Meine erste wirklich tiefgehende Auseinandersetzung mit dem Inhalt der Neuen Zeitung geht auf ein Leselager in Bar zurück, wo ich als Student eine Gruppe Kinder mitbetreut hatte, die sich für das Schreiben interessierten. Einmal gaben wir ihnen die Aufgabe, in einem Aufsatz



**Otto Heinek, Vorsitzender der Landes-
selbstverwaltung der Ungarndeutschen, als
NZ-Mitarbeiter an seinem Schreibtisch**

die Neue Zeitung zu beschreiben und zu bewerten. Und da bereitete uns der Satz eines Jungen stundenlanges Kopfzerbrechen: „Die Neue Zeitung hat acht Rippenstück.“ Mit den Studienkollegen und Deutschlehrerinnen haben wir einen halben Nachmittag über der Zeitung gesessen, die letzten 10-12 Ausgaben durchgesehen, um den Sinn dieser Aussage zu entschlüsseln – den Jungen zu fragen wäre ja peinlich gewesen! Aber da wir das Rätsel nicht lösen konnten, mußten wir es doch tun. Über die Antwort lachen wir heute noch: Der Bub wollte einfach nur schreiben, daß die Neue Zeitung acht Seiten hat. Und er hat im Wörterbuch bei „oldalas“ nachgeschaut.

Die sieben Jahre bei der Zeitung gehören zu den interessantesten meines Lebens. Ich habe gelernt, im Team zu arbeiten, Kritik zu ertragen und zu äußern. Ich war viel unterwegs, auch in von Ungarndeutschen bewohnten Regionen, die ich früher nicht kannte: In Sathmar, in Bekesch, in Westungarn. Durch ein Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung habe ich Deutschland erst richtig kennengelernt und konnte erleben, wie eine freie Presse funktioniert. Ich konnte – in letzter Minute vor ihrem Exodus – in das Leben der Siebenbürger Sachsen einblicken. Und als ich die Redaktion der deutschen Zeitung in der kasachischen Hauptstadt betrat, kam mir ein Riese mit ausgestreckten Armen und Tränen in den Augen entgegen: „Ein Landsmann! Bist du wirklich ein Landsmann?!“ Es war der Chefredakteur. Er hieß Sommer, genauso wie meine Mutter.

Otto Heinek

Man kann doch einen Roten Faden ent-decken

Liebe Neue Zeitung!

Du hast wohl nichts dagegen, wenn ich nach meinem eigenen 50jährigen Jubiläum dir ein paar Gedanken, die mir gekommen waren, auf dein 50jähriges Jubiläum anwende. In 50 Jahren hat sich manches entwickelt und ist reifer geworden. Aber manches Fragwürdige, scheinbar Widersprüchliche hat sich sicher auch mit dem sinnvoll Weiterführenden verbunden. Deine Kritiker werden da vielleicht einiges ans Tageslicht bringen wollen. Beim Meditieren über die vielen Tatsachen, die uns (dir und mir) begegnet und passiert sind, habe ich festgestellt, daß man eigentlich doch einen Roten Faden (wie wir Deutschen sagen) ent-decken kann, der das scheinbar Unvereinbare miteinander verknüpft, und das Reifer- und Gesetzer-Werden vorangetrieben hat. Bedenke nur, wie das Wort Ent-Deckung sehr sinnvoll ist, und eigentlich bedeutet, die Decke von etwas herunterzuziehen, dessen Zu-



P. Martin Anton Jelli bei einer Konferenz im Ungarischen Kulturinstitut in Stuttgart

sammenhang, letztlich seinen weiterführenden Sinn also, man noch nicht erkannt hat.

Du hast angefangen, dich zu entfalten und zu entwickeln in einer schweren Zeit nach dem Aufstand 1956 in Ungarn. Mit kleinen Schritten (verzeih, hier spricht natürlich ein Westdeutscher!) hast du nur wieder Deutscher werden können. Auch so manche Verneigungen hattest du vor letztlich doch fremden Potentaten machen müssen, um zu deiner Identität zurück- oder hinzufinden. Ich denke nur an die Kalender jener frühen Zeit und seine heutige Entfaltung und Bedeutung. Wir im Westen schwelgten schon längst bei der Rettung des mitgebrachten Erbes (Brauchtum, Geschichte usw.), während du immer noch brav, wie ein Fußballer am Ball, bei der politischen Gegenwart bleiben mußtest. Ich staune, wie du dich durchgekämpft hast, um die deutsche Identität wieder zum Glänzen zu bringen, – wie du es schafftest, ungarndeutscher bildenden Kunst und Literatur einen Weg mit Veröffentli-

chungen zu bahnen und langsam auch kritische Fragen aus der jüngsten Ungarndeutschen-Vergangenheit aufgenommen hast.

Dein Roter Faden war eigentlich ein Faden der Ariadne (um einen mythologischen Vergleich zu gebrauchen), der wie dem Theseus geholfen hat, aus den Klauen des Minotaurus im Labyrinth herauszufinden, dich aus den Fängen der jüngsten Geschichte zu befreien. Über diese allzukurz und selektiv gefaßten Zeilen möchte ich dir meine Bewunderung aussprechen und die Wünsche an- und einschließen, daß du in der Hand deines Redakteurs weiter deinen ungarndeutschen Auftrag erfüllen kannst.

Ich grüße dich und deine Leser ganz herzlich

**P. Martin Anton Jelli,
in Schambek geborener
Benediktiner aus Neresheim in
Deutschland**

Der Heimat nah

Warum die Ungarndeutschen in der untergegangenen DDR mit der „Neuen Zeitung“ ein Privileg besaßen

Meine erste „Begegnung“ mit der „Neuen Zeitung“ liegt mehr als drei Jahrzehnte zurück. Anfang der 1970er Jahre hatte der Bruder meines Großvaters erreicht, daß er aus der DDR in seine ungarische Heimat rücksiedeln konnte. Er und seine Frau lebten wieder in ihrem Heimatort Kleindorog/Kisdorog. Als ich das ältere Paar im Sommer 1974 mit meinen Eltern besuchte, bekam ich zum ersten Mal die „Neue Zeitung“ in die Hand.

Auf den ersten Blick sah sie aus wie Zeitungen in der DDR: Da wurden Beschlüsse der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei verkündet, und es gab Meldungen über Produktionserfolge; außerdem wurde die „sozialistische Nationalitätenpolitik“ gefeiert. Beim Durchblättern und näheren Betrachten konnte man aber auch Beiträge über Traditionen der Ungarndeutschen und Geschehnisse in längst vergangenen Zeiten finden. Ich konnte etwas über Sitten und Bräuche lesen, die ich bisher nur aus den Erzählungen der Großeltern kannte.

Meine Großeltern und mein Vater gehörten zu den 49.000 Ungarndeutschen, die 1947/48 in die Sowjetische Besatzungszone (SBZ), die spätere DDR, ausgesiedelt wurden. In der SBZ bzw. DDR fanden insgesamt 4,4 Millionen Vertriebene Aufnahme; die meisten von ihnen kamen aus den deutschen Ostprovinzen, ein beträchtlicher Teil aus der Tschechoslowakei. Offiziell als „Umsiedler“ oder „Neubürger“ bezeichnet, war es den Vertriebenen strikt verboten, landsmannschaftli-

che Organisationen zu bilden – und sie durften natürlich auch keine Erzeugnisse der westdeutschen Vertriebenenpublizistik beziehen. Konnten in dieser Situation die Zeitungen eine Alternative sein, die für die Deutschen herausgegeben wurden, die in den Vertriebensgebieten zurückgeblieben waren? Und wo gab es überhaupt solche Zeitungen?

Im zu Polen gekommenen Niederschlesien durften ab 1951 einige deutschsprachige Publikationen erscheinen, so in Breslau von 1951 bis 1958 die Zeitung „Arbeiterstimme“. Ab 1956 wurde vielen Deutschen die Ausreise gestattet, und bald darauf stellten die für sie bestimmten Zeitungen ihr Erscheinen ein. Für die in Oberschlesien verbliebenen Deutschen, die offiziell als „autochthone Polen“ galten, gab es bis 1990 keine deutschsprachigen Medien. Somit konnten die Vertriebenen aus den früheren deutschen Ostprovinzen, die in der DDR lebten, jahrzehntelang keine deutsche Zeitung aus ihrem Herkunftsgebiet lesen.

Besser sah es für Sudetendeutschen aus, von denen mancher die „Prager Volkszeitung“ (ursprünglich „Aufbau und Frieden“) las. Dieses Blatt erschien für die relativ wenigen Deutschen, die in der Tschechoslowakei zurückgeblieben waren. Wohl brachte es manches Interessante aus Böhmen und Mähren, doch es vertrat nicht die kulturellen Anliegen der kleinen deutschen Restgruppe und konnte keine Brücke zu den in der DDR lebenden

Sudetendeutschen sein. Seine Berichterstattung über die verbliebenen Deutschen beschränkte sich auf kurze Notizen über die Tätigkeit des „Kulturverbandes tschechoslowakischer Bürger deutscher Nationalität“.

Nach einer westdeutschen Schätzung lebten Mitte der 1950er Jahre noch etwa 35.000 Ungarndeutsche in der DDR. Wie viele von ihnen mögen wohl 1957 vom Erscheinen der „Neuen Zeitung“ erfahren haben? Und wie viele mögen Leser geworden sein? Die Ungarndeutschen, die in der DDR lebten, waren – ob sie es wußten oder nicht – gegenüber den anderen Vertriebengruppen privilegiert. Sie allein hatten die Möglichkeit, über eine Zeitung in geistige Nähe zu ihrer alten Heimat zu treten und etwas über das Leben der in der Heimat verbliebenen Landsleute zu erfahren – natürlich mit den ideologischen Einschränkungen und Sprachregelungen, wie sie in einem kommunistisch regierten Land üblich waren.

Daß ich die „Neue Zeitung“ 1974 in Ungarn kennengelernt hatte, sollte Jahre später Folgen haben: Als Student las ich das Blatt regelmäßig in der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden und Ende der 1980er Jahre wurde ich schließlich Abonnent. Zu dieser Zeit war die DDR-Presse nicht an Artikeln von mir interessiert, und so blieb es der „Neuen Zeitung“ vorbehalten, meine ersten Geschichtsbeiträge zu veröffentlichen. Im August 1989 brachte die Zeitung zunächst einen kleinen Beitrag, den ich anlässlich

des Intersteno-Kongresses in Dresden verfaßt hatte. Vier Wochen später, am 16. September 1989, lag dann mein kartographiegeschichtlicher Beitrag „Die ungarndeutsche Nationalität im Kartenbild“ schwarz auf weiß vor – in der Ausgabe, in der die Leser erfuhren, daß Ungarn seine Grenze zu Österreich für ausreisewillige DDR-Bürger geöffnet hatte.

Nach der deutschen Wiedervereinigung entstanden in Sachsen landsmannschaftliche Verbände der Ungarndeutschen. Nun konnten auch westdeutsche Vertriebenenpublikationen bezogen werden. Und dennoch hat die „Neue Zeitung“ nicht ihre Bedeutung für die Ungarndeutschen zwischen Vogtland und Zittauer Gebirge verloren. Einige Ungarndeutsche in den neuen Bundesländern haben sich nach 1990 als Mitgestalter betätigt. So bekamen die Leser Beiträge über Veranstaltungen der neuen Verbände geboten: Berichte über Tagungen in Dresden, Schwabenbälle in Leipzig und Zwickau, Heimattreffen in der Oberlausitz. Auch für den 1999 wiedergegründeten Landesverband Sachsen des Vereins für Deutsche Kulturbeziehungen im Ausland (VDA) war und ist die „Neue Zeitung“ ein wichtiger Partner.

Der Redaktion wünsche ich, daß sie auch künftig eine interessante und aktuelle Zeitung für die Ungarndeutschen gestalten möge – ein Blatt, auf das sich die Leser jede Woche freuen können!

Peter Bien



**Donauschwäbische Kulturstiftung
des Landes Baden-Württemberg**

Die Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg war schon immer davon überzeugt, daß die Festigung einer Demokratie eng mit den Medien und der Medienkultur verbunden ist. Eine Zeitung der Deutschen in Ungarn gehört ohne Wenn und Aber diesem Kontext. Dem, der deutschen Sprache sowie der deutschen Kultur galt schon immer unsere Unterstützung. Medienkultur und Tradition, deutsche Sprache und deutsche Kultur fanden und finden in der „Neuen Zeitung“ auf selbstverständliche Weise zusammen. In der öffentlichen Artikulation der Deutschen in Ungarn waren diese

Persönliche Zeichen gesetzt

Elemente nicht voneinander zu trennen: Grenzen trennen allein an der Oberfläche, in ihrer Tiefe verbinden sie.

Die charmantesten, gleichzeitig interessantesten Orte der Welt sind die, an denen mehrere Kulturen zusammentreffen, in gegenseitiger Toleranz offen aufeinander zugehen und symbiotisch miteinander leben. Die Multikulturalität einer Gesellschaft ist eine kontrapunktische Situation, in der sich jede „Stimme“ deutlich und selbstbewußt in unabdingbarer Selbstverständlichkeit artikulieren kann – viel mehr, zum Ausdruck kommen muß. Dieser Idee haben sich die „Neue Zeitung“, ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verschrieben, auch in diesem Sinne haben sie über schlechtere und bessere Zeiten ihre Berufung gefunden. Dem gebührt



Anerkennung, dem gilt auch weiterhin unsere Unterstützung.

Durch ihre fachliche Kompetenz und Gestaltungskraft haben die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der „Neuen Zeitung“, ihr Chefredakteur, Herr Johann Schuth, wie auch seine Vorgänger im Laufe der Jahre per-

sönliche Zeichen gesetzt. Sie alle waren und bleiben zuverlässige Partner unserer Stiftung.

Wir möchten diesen Anlaß dafür nutzen, der „Neuen Zeitung“, allen ehemaligen und gegenwärtigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Namen unseres Vorstandes und der Geschäftsführung für die engagierte Arbeit herzlich zu danken und zum Jubiläum zu gratulieren. Die Art und Weise, wie sie es verstanden haben, ihren kulturpolitischen Auftrag zu erfüllen, ehrt sie nicht nur persönlich, sondern auch die Ungarndeutschen und Ungarn selbst.

Weiterhin viel Kraft und Erfolg und eine wohlverdiente, schöne Jubiläumsfeier!

**Dr. Eugen Christ
Geschäftsführer der
Donauschwäbischen Kulturstiftung
des Landes Baden-Württemberg**

Die Neue Zeitung spielte oftmals die Vermittlerrolle

Viele Jahre war die NZ die einzige regelmäßig erscheinende Pressepublikation in deutscher Sprache in Ungarn. Wenn auch die Anfänge in einer emotional noch sehr angespannten Zeit lagen, so war der Start doch ein Signal, das verkünden sollte, daß sich einiges ändern werde, daß das vorangegangene Jahrzehnt, gekennzeichnet durch Vertreibung, Verfolgung und Unterdrückung nun vorbei sei. Zwar war das Mißtrauen der im Lande verbliebenen Ungarndeutschen noch sehr groß – das blieb es auch noch bis in die Jahre nach der politischen Wende Anfang der 90-er Jahre des 20. Jahrhunderts – und die Leserschaft war noch überwiegend auf die Hauptstadt sowie auf die städtischen Zentren des Landes beschränkt, aber allmählich gewann die

NZ durch ihre Berichte über die kulturellen Ereignisse der verschiedenen Regionen, in denen Deutsche lebten, immer mehr an Bedeutung. Mit dem Ende des sogenannten ungarischen Gulaschkommunismus erwuchs der NZ eine neue Aufgabe als Presseorgan der sich neu findenden Gemeinschaft der Ungarndeutschen, die in der Landesselbstverwaltung gipfelte. Die in diesem Fall positive Einbindung, ja Verbindung derselben Personen in der Presse und in anderen sich herausbildenden Institutionen kam allen zugute.

Das Haus des Deutschen Ostens in München hat von Beginn der 90-er Jahre die Arbeit der Ungarndeutschen, speziell auf kulturellem Gebiet aufmerksam verfolgt und unterstützt, ja in einigen Gegenden mit-

geholfen, Strukturen zu schaffen, damit die Ungarndeutschen nach Jahrzehnten endlich frei selbst bestimmen konnten, wie sie ihr kulturelles Erbe pflegen und weitergeben wollen. Ich denke hier an das bereits 1992 mit einem großen Fest eröffnete Haus der Ungarndeutschen in Bonnhard, und für dessen Realisierung der Freistaat Bayern über unser Haus den finanziellen Anschub geleistet hat. Gleiches gilt für das nördlich von Budapest gelegene Haus der GJU in Berkina. Und immer wieder wurde ungarndeutschen Autoren und Künstlern Gelegenheit geboten, in unserem Haus in München oder anderswo in Bayern ihre Arbeiten vorzutragen bzw. zu zeigen. Dabei spielten die NZ und ihr langjähriger Chefredakteur oftmals

die Vermittlerrolle, was sich dann wieder in der Berichterstattung niederschlug und den heimischen Lesern von den Erfolgen der Landsleute im Ausland Kunde gab. Somit haben auch wir allen Grund, den Mitarbeitern der Zeitung für ihre Tätigkeit herzlich zu danken.

Aus Anlaß des fünfzigsten Jahrestages der Gründung der NEUEN ZEITUNG gebe ich meiner Hoffnung Ausdruck, daß die Stimme der Ungarndeutschen zum Wohle ihrer Leser im Lande und darüber hinaus in ihrer Funktion als Bindeglied zur Außenwelt noch lange erklingen möge.

**Udo W. Acker
Stellvertretender Direktor im
Haus des Deutschen Ostens,
München**

Beitrag zur Bewahrung und Stärkung der Identität der Ungarndeutschen

Meine erste Begegnung mit der „Neuen Zeitung“ hatte ich Anfang der siebziger Jahre: Als junger Redakteur der Bukarester deutschen Tageszeitung „Neuer Weg“ durfte ich, im Rahmen eines Austauschprogramms, 1971 zum ersten Mal ins Ausland reisen, nach Ungarn, zur „Neuen Zeitung“. Obwohl die Zeitung damals noch in den Kinderschuhen steckte, war es für mich eine interessante Erfahrung. In lebhafter Erinnerung sind mir insbesondere die Gespräche mit Mitarbeitern der Zeitung geblieben, mit der Kulturredakteurin Maria Ember etwa, die ich ein Jahr vorher in Bukarest kennengelernt hatte, oder mit Johann Schuth, der damals auch erst am Anfang seiner journalistischen Karriere stand und mich bei meinen Besuchen in Budapest und im Land oft begleitet hatte.

Der Kontakt zur „Neuen Zeitung“ und zu den Mitarbeitern der Redaktion sollte in den folgenden Jahren nie abreißen. Auch nicht, nachdem ich Ende der achtziger Jahre in die Bundesrepublik Deutschland ausgewandert war und nun als Referent beim Verein für Deutsche Kulturbeziehungen im Ausland (ehemals Verein für das Deutschtum im Ausland – VDA) tätig und für den Bereich auslandsdeutsche Medien zuständig war. Als Redakteur der vom VDA herausgegebenen Zeitschrift „Globus“ fand ich in der „Neuen Zeitung“ einen zuverlässigen Partner. Die Zusammenarbeit nahm bereits kurz nach der Wende konkrete Formen an, als Mitarbeiter der „Neuen Zeitung“ wichtige Beiträge für ein Globus-Sonderheft mit dem Schwerpunktthema „Deutsche in Ungarn“ lieferten.

In den fünfzig Jahren ihres Bestehens hat die „Neue Zeitung“ einen nicht immer leichten Weg zurückgelegt. Es gab Höhen und Tiefen, es gab Fortschritte und Rückschläge, bis sie das geworden, was sie heute ist: das Wochenblatt der Ungarndeutschen. Die Ungarndeutschen sind die erklärte Zielgruppe der Zeitung. Für sie wird dieses Blatt gemacht, mit allen Vor- und Nachteilen. Zwar bietet sie keinen Einblick in die wirtschaftspolitischen Entwicklungen in Ungarn oder gar der Welt. Dafür aber findet man darin interessante und aufschlußreiche Berichte über die ungarische Minderheitenpolitik, über Geschichte und Gegenwart der deutschen Minderheit, die Pflege der deutschen Sprache und der Kultur der Ungarndeutschen in all ihren Facetten. Diese Bemühungen der Redaktion

werden nicht nur von der einheimischen Leserschaft honoriert, auch im Ausland finden sie Anerkennung. Bekanntlich hat die „Neue Zeitung“ dafür den Kulturpreis des Vereins für Deutsche Kulturbeziehungen im Ausland (VDA) für das Jahr 1999 erhalten. Mit ihrem Engagement auf dem Gebiet der Sprache und Kultur leistet sie nach wie vor einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Bewahrung und Stärkung der Identität der Ungarndeutschen.

Zum 50jährigen Bestehen der „Neuen Zeitung“ möchte ich der Redaktion und allen Mitarbeitern meine herzlichsten Glückwünsche übermitteln.

**Hans Frick
Ehem. Redakteur der Bukarester
Tageszeitung „Neuer Weg“
Ehem. Chefredakteur der VDA-
Zeitschrift „Globus“, St. Augustin**

Brief aus Dresden

Die NZ: Unvergeßliches vor 43 Jahren

Es war im Frühjahr 1964. Ich spazierte über den Großen Ring, der damals „Lenin körút“ hieß. Am Pressehaus im „New York palota“ fiel mir ein kleines Schild ins Auge: „Redaktion Neue Zeitung, 4. Stock“. Ich schloß damals gerade in der DDR mein Filmstudium ab, hatte zudem vor einigen Tagen eine Ungarin geheiratet und sah nun eine unerwartete Chance, in Budapest zu arbeiten. Das wäre mir auch aus einem ganz speziellen Grund willkommen gewesen: Durch eine Übersiedlung nach Ungarn hätte ich einer Einberufung zur DDR-Volksarmee entgehen können. Soldat werden wollte ich in keinem Fall.

Ich kletterte also die vier Etagen zur Neuen Zeitung hoch, klopfte an und wurde sehr freundlich vom damaligen Chefredakteur Géza Hambuch empfangen.

Alles kommt mir im Rückblick recht naiv und unwirklich vor: Man konnte doch Anfang der harten 60er Jahre nicht einfach als Ausländer bei einer ungarischen Zeitung um einen Job bitten. Genau genommen war das doch eine hochpolitische Angelegenheit. Zu meiner Überraschung und großen Freude aber sagte Hambuch: „Gut. Wann können Sie anfangen?“ Er gab mir auch für die Formalitäten in der DDR eine Art Vertrag mit. So gelang dann auch meine Übersiedlung nach Budapest.

Warum das Unmögliche klappte, darüber gibt es nur Vermutungen. Angeblich hatte der Deutsche Verband einen Mitarbeiter der Presseabteilung der DDR-Botschaft beim „Schwabenball“ gebeten, doch jemanden zur NZ zu schicken, der gut Deutsch könne. Denn die einheimischen Schwabekinder sprächen und schrieben doch nur im Dialekt, also „Schwobisch“. Seltene Wege geht manchmal das Schicksal. Für mich war es der Start in einen neuen, unvergeßlichen Lebensabschnitt.

x

Die Redaktion der Neuen Zeitung: Das war damals, 1964, ein großer Raum mit, wie ich mich erinnere, sechs Schreibtischen und einer Sekretärinnen-Ecke. Dort arbeiteten als „feste“ Redakteure Erika Áts als Stellvertreterin des Chefs, Maria Ember als Kulturredakteurin, die Jung-Journalisten Eva Mayer und Franz Szeidl, die damalige Sekretärin Irmtraud Orosz, aus der inzwischen eine gute Journalistin geworden ist, sowie die Büro-

hilfe Aranka, deren wichtigste Aufgabe es war, gegen 9 Uhr dicken, schwarzen Kaffee zu kochen. Chefredakteur Hambuch hatte nebenan ein schmales eigenes Zimmer.

Die „NZ“ war eine Wochenzeitung, die dem Deutschen Verband der Werktätigen unterstand, den Dr. Friedrich Wild leitete, der aus Siebenbürgen stammte und für die Ungardeutschen auch im Parlament saß. Die innenpolitischen Themen gab Hambuch vor. Er durchstöberte die ungarischen Tageszeitungen nach Berichten, in denen ein „deutschklingender“ Name zu beispielhaften Leistungen auftauchte. Das war dann Anlaß für einen Artikel über die jeweilige Person und die Umstände, die zu dem Lob in der Presse führten. Manchmal führten die Namen aber auch in die Irre. Als ich in ein kleines Dorf der Tolnau geschickt wurde, um einen Hans Nudli zu besuchen, stellte sich heraus: Nudli wollte unbedingt János heißen. Er hatte mit schwäbischer Volkszugehörigkeit nichts, aber auch gar nichts zu tun.

x

Zu den angenehmsten Aufgaben bei der Neuen Zeitung gehörte die journalistische Begleitung der sogenannten Kulturrundreisen des Deutschen Verbandes. Das waren Gastspiele von Tänzern und Musikanten, die in oftmals recht abgelegene Gebiete mit ungarndeutscher Minderheit führten. Einige Gegenden waren aber für uns unzugänglich: die Grenzgebiete nach Österreich. Zu anderen Orten war der „Künstlerbus“ fast einen ganzen Tag unterwegs, so weit entfernt lagen sie von Budapest.

Ich war als Berichterstatter dennoch gern dabei, aus zwei Gründen: Zum einen war es sehr unterhaltsam, mit den jungen Burschen und Mädchen zu reisen, zum anderen auch sehr nahrhaft, denn überall wurden wir reich und lecker beköstigt. Oft dabei war auch mein Redaktionskollege Franz Szeidl. Er trat als Humorist und Sänger auf. Die Leute vergötterten ihn als „schwobischen Witzeerzähler.“ Einmal ging eine der Kulturfahrten für mich ziemlich dramatisch aus. Wir waren in das Komitat Borsod gefahren. Dort gab es, wie Inseln im reinen ungarischen Umland, drei Schwabendörfer, von denen mir nur eines, Ratka, besonders in Erinnerung blieb. Im Kulturhaus gab es das Programm. Auch ein Kinderchor aus Ratka trat auf. Dann wurde heftig gefeiert. In der Gegend kelterten die Weinbauern dickflüssigen Tokajer. Wir tanzten und tranken. Irgendwie kam ich in das Ehebett der Schulleiterin. Dort fand ich mich mit Franz Szeidl wieder, er lag



Volker Petzold und Eva Mayer in der Redaktion

neben mir. Erinnern an das, was geschehen war, konnten wir uns nicht mehr. Um 11 Uhr sollte die Rückfahrt nach Budapest beginnen. Mit einem gewaltigen Brummkopf humpelte ich zum Bus. Dort empfingen uns die Mädchen der Tanzgruppe aus Ujfluch/Szigetujfalu mit höhnischem Lachen. Und ich erinnere mich noch heute schamhaft, wie die Liesel Rerich erzählte, sie und drei Freundinnen hätten mich und Szeidl ins Bett geschleppt, wo wir unseren Rausch ausschließen. Doch das war nicht das Schlimmste: Auf unerklärliche Weise waren auch meine Notizen und ein Rollfilm mit den Aufnahmen vom Auftritt der Kulturgruppe verschwunden. Auf der Rückfahrt diktierten Liesel und ihre Freundinnen das Wichtigste, was geschehen war, in meinen Block. So konnte der Artikel erscheinen, aber ohne Bild.

x

Während meiner Redakteurszeit bei der Neuen Zeitung blieb ich DDR-Bürger. Die Schwaben in den Orten, aus denen ich berichtete, nannten mich den „Reichsdeutschen“. Aber meine DDR-Bürgerschaft sollte mich schon bald in Schwierigkeiten bringen. Eines Tages verlangte der Presseemann der DDR-Botschaft von mir, ich solle doch Namen, Beschreibungen und Fotos von den Ungardeutschen, die ich besuchte, bei der Botschaft abgeben. Ich war erschüttert, Spitzel für die DDR im „sozialistischen Bruderland“ Ungarn wollte ich nicht sein. Doch als ich das eigenartige Angebot ablehnte, drohte man mir, man werde mich zur Volksarmee einziehen, denn ich hätte ja noch nicht gedient.

Daraufhin entschloß ich mich,

auf Gedeih und Verderb in den Westen zu gehen. Und das gelang dann mit Hilfe einiger ungarischer Freunde auch. Seit dem Herbst 1966 lebte ich dann in Hamburg, ging wieder meinem ursprünglichen Beruf nach, als Fernsehreporter beim Norddeutschen Rundfunk, NDR.

x

Die Schwaben in Ungarn aber konnte ich nicht vergessen. Sie waren mir sehr ans Herz gewachsen. Und so faßte ich dann, zehn Jahre nach meiner Flucht, den Mut, bei der ungarischen Botschaft ein Visum zum Filmen in Ungarn zu beantragen. Überraschenderweise erhielt ich es.

Wir filmten beim Nationalitäten-Festival in Tatabánya. Abends, nach Drehschluß, kam ich todmüde in unser Hotel zurück, aß etwas, duschte und wollte mich schon gegen 19.30 Uhr ins Bett legen. Da klopfte es an der Zimmertür. Als ich öffnete, sah ich zwei Männer, die mir irgendwie bekannt vorkamen. Sie sagten, sie kämen aus Tscholnok in den Pilscher Bergen und hätten in der Zeitung gelesen, daß ich zu Filmaufnahmen da sei. Nun wollten sie mich abholen und ins 50 Kilometer entfernte Tscholnok mitnehmen. Dort sei alles für ein kleines Wiedersehensfest vorbereitet: Wein, frisches Brot und die Hühnchen seien schon gerupft. Da konnte ich einfach nicht „nein“ sagen, zog mich an und fuhr mit nach Tscholnok. Es wurde eine menschlich sehr bewegende Wiedersehensnacht mit den Familien Saks, Putz und Pétervári, über die ich mehrere Reportagen geschrieben hatte. Morgens um Sieben war ich wieder im Hotel, aß mit meinen Kollegen Frühstück und fuhr dann zu Aufnahmen einer familiären Blasmusik nach Tarian.

x

All das sind Erinnerungen, die mir auch Jahrzehnte später nicht mehr aus dem Kopf gehen. Ich weiß, das Ungarn von heute ist anders als das damalige. Auch im Leben der Schwaben hat sich viel verändert. Ich habe seit meinem Weggang aus Ungarn viel gesehen und erlebt, habe Boris Jelzin und Fidel Castro die Hand gedrückt, war als Kriegsberichterstatter in Moldawien und Bosnien, habe in Peru als Professor junge Filmleute ausgebildet.

Doch die Zeit bei der Neuen Zeitung in Ungarn kann ich nicht vergessen. Sie hat mich geprägt und mir viel für mein Berufsleben gegeben. Ich habe dort gelernt, was echte Freundschaft ist. Und Treue.

Volker Petzold

„Schwaben-Franzl“, der beliebte Ansager und Erzähler schwäbischer Anekdoten

Jetzt zum 50jährigen Jubiläum der NZ kam mir in den Sinn, daß die Neue Zeitung genau so alt ist wie meine Matura. 1957, ein halbes Jahr nach der Niederwerfung der Revolution, machte ich meine Matura im „Römisch-katholischen Franziskaner-Gymnasium“ in Gran mit „ausgezeichnet“. Anschließend begann mein Spießbrutenlaufen durch die ungarischen Hochschulen.

Zunächst hieß es: „Wie wollen Sie denn den zukünftigen sozialistischen Menschen im sozialistischen Sinne erziehen, wo Sie doch ein Klerikaler sind?!“ Am schmerzhaftesten traf mich dies bei meiner Aufnahmeprüfung 1958 an der Pädagogischen Hochschule in Fünfkirchen nach einer bei Dr. Karl Vargha bestens bestandenen Aufnahmeprüfung.

Schließlich wurde ich 1959 in Fünfkirchen am Liszt-Konservatorium und einige Tage später in Budapest am Bartók-Konservatorium in der Lied-, Oratorium- und Opernklasse zugelassen. Ich entschied mich für Budapest. Als ich dieses Institut nach meinem Abschluß 1962 verließ, war meine Stimme gerade ruiniert. Ich mußte, um zu überleben, im Budapester Rundfunkchor und im Chor des Petöfi-Theaters mitsingen, aber meine noch nicht ausgereifte Gesangstechnik hielt der Doppelbelastung nicht stand.

Zu dieser Zeit sprach mich eines Tages Frau Zsíros, eine Lehrerin am Gymnasium des Konservatoriums, an und fragte, ob ich „ein Schwabe“ sei. Sie brachte mich mit Géza Hambuch zusammen, dieser führte mich bald zu Dr. Wild. „Wir fahren demnächst in die Schomodei, da können Sie mitfahren und uns Schwabenlieder singen“, sagte er prompt. Ich erhielt bald den Beinamen „Schwaben-Franzl“.

In Mike, in der Schomodei, wo wir Ende November den ersten Auftritt hatten, war kein Ansager zugegen, so „moderierte“ ich mich selber. Am dritten Tag bot mir Dr. Wild in Sulok beim „Deutsch-Bácsi“ das Du an und trug mir gleich den vakanten Posten des „Künstlerischen Oberreferenten des Deutschen Verbandes“ an. Hambuch ermunterte mich nach unserer Rückkehr, etwas für die Zeitung zu schreiben. So verfaßte ich meinen ersten Artikel unter dem Titel „Die Verlobung in Márkó“. Es folgte der Schwabenball 1963, da führte ich schon durch das Programm, und am 1. April fing ich beim Verband in der genannten Position an. Im Juli wurde ich nach einer erfolgreichen Aufnahmeprüfung zum Fernstudium an der Pädagogischen Hochschule in Fünfkirchen für die Fächer Deutsch und Musik aufgenommen. Für mich begann ein 8 Semester andauerndes schweres Studium, das ich aber ohne jegliche Verzögerung 1967 mit dem Lehrer-Examen abschließen konnte.

Schon im August kam eine österreichische Volkstanzgruppe in Uj-

fluch an, und im Oktober führen wir mit der Volkstanzgruppe aus Ujfluch – als erste ungarndeutsche Gruppe überhaupt – zu einer Rundreise nach Österreich. Ich war Ansager und Dolmetscher in einer Person. Von den zahlreichen In- und Auslandsreisen berichtete meistens ich in der NZ, so war Géza Hambuch bald der Meinung, ich sollte ganz zur Zeitung herüberwechseln. Im Sommer 1964 wurde ich zunächst zur Zeitung ausgeliehen und im September gehörte ich endgültig der Redaktion an.

Géza Hambuch, der schon 1963 Chefredakteur der NZ geworden war, hatte sehr ehrgeizig begonnen. Obwohl seine Aktivitäten von den Kommunisten mit Argusaugen beobachtet wurden, fehlte es ihm nicht an Wagemut. Zum Beispiel berichtete Georg Krix über einen katholischen Gottesdienst für die Donauschwaben aus Jugoslawien. Ein Aufschrei der Gegner Hambuchs war die Folge. Dann kam die „Tótvázsony-Affäre“: Eine Lehrerin der dortigen Schule, Maria Schönwald, wollte den Deutschunterricht einführen und hatte erhebliche Probleme mit der Schulleitung und der Wesprimer Obrigkeit. Ich wurde mit Thomas Jobst (Jób Tamás) hinuntergeschickt, um zu erkunden, was da eigentlich los sei. Die Nummer mit dem Artikel wurde eingestampft und diese „Tótvázsony-ügy“ Hambuch auch übel angekreidet.

Ende Oktober 1964 erkrankte ich schwer und fiel für zwei Monate aus. Als ich im Januar 1965 zurückkam, war Géza Hambuch schon „abgesägt“, wie es im damaligen Jargon hieß. Ein gewisser „Genosse Gräber“



1963 besuchte Ferry Seidl mit Géza Hambuch die Familie Koch. v.li.: Die spätere berühmte Dichterin Valeria Koch, die damals noch Leöwey-Gymnasiastin in Fünfkirchen war; Ferry Seidl; (davor) Frau Koch, die Mutter der Dichterin; (dahinter): Géza Hambuch, Chefredakteur der NZ; (davor): die kleine Schwester von Valeria Koch; die Tante der Dichterin; die Oma der Fam. Koch

saß hinter dem Schreibtisch des Chefredakteurs. Er ließ mich zunächst unmißverständlich fühlen, daß ich in der Redaktion unerwünscht sei. Ich gehe davon aus, daß er in mir den „obersten Helfershelfer von Hambuch“ sah. Gräber hielt übrigens schon seit Jahren die in den kommunistischen Ländern üblichen Haftiraden gegen das „revanchistisch-kapitalistische Westdeutschland“ im ungarischen Rundfunk. Nun hatte er die Neue Zeitung auf Linientreue zu bringen.

Im Sommer desselben Jahres machte ich meine Abschlußprüfung in Deutsch, denn die Fächer waren so aufgeteilt, daß wir zunächst nach 4 Semestern das eine, dann in weiteren

4 Semestern das andere Fach zu absolvieren hatten. Als ich nach meiner sehr erfolgreichen Prüfung in die Redaktion zurückgekommen war, bestellte mich Gräber zu sich und ließ ein solches Donnerwetter auf mich los, daß ich nach Luft schnappte. Später eröffnete er dann, das ich für zwei Jahre in die DDR zum „Erfahrungsaustausch“ geschickt werden sollte. Nun reichte es mir, denn ich hatte eigentlich nur eines im Sinn: Ich wollte mein Studium vorantreiben und rechtzeitig abschließen. Es begann ja das Studium der Schulmusik, und da brauchte ich vor allem ein Klavier, das ich in meiner Budapester Untermiete nicht hatte. Mein alter „Stingl-Stutzflügel“ wartete auf mich in meinem Elternhaus in Márkó, daher kündigte ich bei der Zeitung und zog heim zu meinen Eltern. Zwischendurch holte mich Dr. Wild immer wieder: Er wollte ohne mich eigentlich gar nicht auf Rundreisen gehen. Wieder das alte Lied: „Wir können Dich nicht entbehren“, schrieb er 1966 in einem Brief, den ich noch heute besitze.

Im Juni 1967 war ich endlich Musik- und Deutschlehrer. Um diese Zeit erstarkte meine Gesangsstimme dermaßen, daß ich nur noch das Singen im Sinn hatte. So sang ich im April 1968 in Kaposvár am „Csiky Gergely-Theater“ vor. Ich wurde sofort engagiert und begann im Oktober als „János Vitéz“ meine Sängerlaufbahn. Drei Jahre danach war ich schon in Baden bei Wien, in Österreich, wo ich regulär als ungarischer Gastkünstler engagiert war. Die Neue Zeitung schrieb damals unter dem Titel: „Beginn einer Sängerkarriere“ zum Foto, das sie gebracht haben: „Wer kennt ihn nicht, erkennt ihn nicht, den Szeidl-Franzl aus Márkó (Komitat Veszprém), den beliebten Ansager und Erzähler schwäbischer Anekdoten im Rahmen der Kulturveranstaltungen des Deutschen Verbandes, der längere Zeit hindurch auch Mitarbeiter unserer Zeitung war? Später wurde er Mitglied des Theaters Gergely Csiky in Kaposvár, gastierte Anfang dieser Saison in Baden bei Wien, sang da die Rolle des Danilo in Lehárs ‚Lustige Witwe‘. Anschließend verpflichtete ihn das Wiener Raimundtheater für die Hauptrolle der Operette ‚Dichter und Bauer‘ von Franz von Suppé. Auf unserem Bild ist er mit Anna Goutos in dieser Rolle zu sehen.“

Meine Partner waren u. a. Paul Hörbiger in „Wiener Blut“, Fritz Muliar in „Die Fledermaus“. 1963 bereitete das Theater „Die Csárdásfürstin“ vor mit Marika Rökk in der Hauptrolle, die in Budapest Hanna Honthy gesungen hatte. Sie akzeptierte mich als Partner in der Tenor-Rolle als „Edwin“. 64 Mal sangen wir das Stück vor ausverkauften Häusern. Es war der Höhepunkt meiner ganzen Sängerkarriere.

Ein unverzichtbares Bindeglied, Sprachrohr und Informationsblatt

Liebe Mitarbeiter und Leser der NZ,

wir gratulieren unserer Mitgliedspublikation NEUE ZEITUNG zu ihrem runden Jubiläum. Sie gehört zu den bedeutendsten Publikationen in der großen internationalen Gemeinschaft der über 3.000 deutschsprachigen Medien außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachraums. Kaum eine andere ungarländische Zeitung kann eine solche Tradition vorweisen. Die NZ war, ist und bleibt ein unverzichtbares Bindeglied, Sprachrohr und Informationsblatt für alle Deutschsprachigen in Ungarn. Gerade in schweren Zeiten war sie für viele eine hilfreiche, verlässliche Institution. An der steigenden Zahl der deutschsprachigen Medien in Ungarn erkennt man gut, daß die deutschsprachige Kulturszene in Ihrem Land quicklebendig ist und die NZ optimistisch in die Zukunft blicken kann.

Viel Erfolg für die nächsten 50 Jahre wünscht...

Ihre Internationale Medienhilfe (IMH)
Arbeitsgemeinschaft interkultureller Medien
Koordinationsbüro Deutschland
Der Präsident

www.medienhilfe.org

Ferry Seidl

Was den Hufschmied in Wudigeß

„Was Deutschland und Österreich trennt, ist die gemeinsame Sprache“. Das hat der wortgewaltige böhmische Wiener und unbestechliche Präzeptor ebendieser, der deutschen Sprache, das hat der Aphorist und Dichter, Journalist und Sprachkritiker Karl Kraus gesagt. Damit hat er, und das weiß man heute in Budapest mindestens genausogut, wie man es vor einem geraumen Jahrhundert in Wien und Berlin wissen konnte, recht, und das auf eine fast schmerzliche Weise.

Wenn wir aber – zumal aus „gesamteuropäischer“ Perspektive, von der man heute so gerne redet, um nicht zu sagen: schwafelt – Kraus nicht nur zitieren, sondern weiterdenken, wenn wir versuchen, seinen Aphorismus zu Ende zu denken, so kommen wir unweigerlich zu dem Schluß, daß dieses Verhältnis des Unverständnisses, der Trennung, ja des Mißverständnisses keineswegs nur zwischen vermeintlich gleichsprachigen Völkern besteht, also nicht nur zwischen Österreichern und Deutschen, Amerikanern und Briten, Franzosen und Belgiern – sondern zwischen Menschen überhaupt, und bildeten sie sich noch so oft und gerne ein, sie sprächen dieselbe, eine „gemeinsame“ Sprache.

Gemeinsamkeit ist ein schönes Wort, aber leider eher ein Wort denn eine Tatsache. Ja es sieht sogar danach aus, als sei eine als normal vorausgesetzte, allgemein erwartete Gemeinsamkeit die schiere Gewähr dafür, daß Spannungen entstehen und Risse auftreten. Der schlimmste Feind des wilden Elefanten ist der zahme Elefant, und der ärgste Feind

der Sprache ist jener, der sie zu zähmen sucht, regulierend und reglementierend in sie eingreift in der Absicht, sie per Dekret allgemein verbindlich und zum bindenden Gemeingut zu machen.

So gesehen hat jeder Mensch, ja ist jeder Mensch ein Kommunikationsproblem. Verschärfend kommt heute hinzu, daß wir uns im Kommunikationszeitalter befinden. Ich will das nicht näher illustrieren, sondern schlage Ihnen nur vor, Ihre E-Mails der letzten Zeit einmal vor Ihrem geistigen Auge abzurollen – zu scrollen, wie der Insider sagt –, und Sie werden sich an die vielen „Kommunikationsprobleme“ erinnern, die darin stecken, von der Orthographie bis zur Gedankenlosigkeit. Viel hätten wir uns zu sagen, wenn wir miteinander reden – und schreiben – könnten, doch das können wir kaum, auch wenn wir unseren Wortschatz aus denselben Wörterbüchern beziehen und unsere Grammatik aus denselben Lehrbüchern lernen – leider schon vor allzulanger Zeit gelernt haben. Auch wenn wir uns, wie neulich geschehen, die Orthographie von ein- und derselben selbstherrlichen Kommission diktieren lassen, die in der deutschen Sprachgestalt ärgere Verheerungen angerichtet haben als alle wilden und zahmen Elefanten der Sprachwissenschaften zusammen.

Ich will jedoch in diesem festlich gestimmten Rahmen nicht Ärgernisse Revue passieren lassen und auch nicht nur im Allgemeinen verharren, wo es doch hier fürwahr ein Besonderes geht. Ich will nicht wildern in den wuchernden Lustgärten



Georg Aesch, Chefredakteur der Zeitschrift Kulturpolitische Korrespondenz, Bonn bei seinem Vortrag im Haus der Ungarndeutschen in Budapest

der Sprachphilosophie oder der Kommunikationswissenschaften, ganz zu schweigen von den noch lustvolleren Gärten der Psychologie und der Psychoanalyse, einer Lehre, die ebenfalls nur in Wien entstehen konnte, vielleicht allenfalls noch in Budapest hätte entstehen können, denn schließlich ist sie nach dem bösen Diktum desselben Karl Kraus (bleiben wir noch ein bißchen bei ihm, es lohnt sich), „diejenige Krankheit, für deren Therapie sie sich hält“. In derlei Dickicht wollen wir uns nicht verirren hier an einem Ort, wo fleißige Leute seit nunmehr 50 Jahren redlich ihre Arbeit tun.

Diese Menschen nun bedürfen keiner schlaumeierischen Spekulationen und keines üppigen Überbaus (auch Marx darf hier nicht ganz fehlen), sondern einer (bescheidenen)

Unterstützung, andererseits aber eines höchst unbescheidenen Begeisterungspotentials. Was sie brauchen, ist ein ständig glimmender Funke kulturellen Überlebenswillens und eine enorme Portion selbstloser Lebensfreude. Und wenn Ihnen diese Kopplung, selbstlose Lebensfreude, als Widerspruch in sich, als *contradictio in adjecto* erscheint, dann sehen Sie sich diese Leute an, die sie pflegen. Johann Schuth ist, seit ich ihn kenne, und das ist nun schon eine ganze Weile, für mich ein Beispiel leiser Bescheidenheit – und zugleich geradezu (er möge das Pathos verzeihen) ein Denkmal der Selbstverständlichkeit: Es sind mir im deutschsprachigen – und nicht nur im deutschsprachigen – Kulturbereich, im ganzen vielfältig wuselnden und von Eitelkeiten und Selbstsüchteleien befeuerten Kulturbetrieb wenige Menschen begegnet, die so wie er hinter ihrer Arbeit zurücktreten, die einfach ihre Arbeit tun – selbstverständlich eben. Dabei machen sie nicht nur das, was in ihrem Vertrag steht und was man von ihnen erwartet, sondern das, was sie selbst von sich erwarten. Und bei diesen Leuten hier ist das viel.

Damit wären wir – über alle pseudophilosophischen und pseudopsychologischen Reflexionen hinweg – wieder beim Ausgangspunkt, der Frage des Selbstverständnisses und des Verständnisses, der Verständigung. Ob neues oder altes Europa, ob Geschichte oder Gegenwart, ob Nationalismus oder Kosmopolitismus – immer steht diese Frage im Mittelpunkt. Regelmäßig kommt dann auch das Desiderat einer Lin-

Und was tat ich? Ich weinte...

Als unser lieber Chef so im Frühjahr sagte, im Herbst feiern wir 50 Jahre Neue Zeitung, dachte ich: du meine Güte, fünf Jahrzehnte, und das meiste davon hast du selber mitgemacht! Kann's denn wahr sein? Nun, nicht nur ein Blick in den Spiegel bezeugen: Ja, die Jahre sind ins Land gegangen! Um es kurz und bündig auf den Nenner zu bringen: für die Neue Zeitung „innerlich und äußerlich“ unbedingt zum Vorteil; für mich nur „innerlich“ – und darunter verstehe ich vor allem größeres Wissen, Erfahrung und (man verzeihe mir, falls ich großenwahnsinnig sein sollte) auch mehr Weisheit (mit einem „s“) und Sensibilität für „die Sache“!! Und da dieses „für die Neue Zeitung ‚innerlich und äußerlich‘ unbedingt zum Vorteil“ stimmt, könnte das logischerweise heißen, daß ich daran auch nicht „ganz unbeteiligt“ bin. Schließlich sind es im November 43 Jahre, daß ich dabei bin!

Echt gefreut hab' ich mich auf die ehemaligen Kolleginnen und Kolle-



gen, war gespannt darauf, wie's ihnen – und ihrer Familie – geht, was sie machen und – natürlich – wie sie aussehen! 50 Jahre Neue Zeitung!

Zur Feier am 8. September im

Haus der Ungarndeutschen in Budapest waren fast alle gekommen. Es war ein wirklich freudiges Wiedersehen und ein würdiges Fest. Als dann am Ende der Feierstunde verlautete, nach einigen Jahren Pause werde der von der Neue-Zeitung-Stiftung 1997 gegründete – und eigentlich schon totgeglaubte – „Ungarndeutsche Medienpreis“ dieses Jahr wieder vergeben, horchte ich schon auf: Denn wer diesen Preis bei solch einem Anlaß bekommt..., na ja, also wirklich!!! Und was hörte ich? Meinen Namen! Irma Orosz, Lektorin und Übersetzerin der Neuen Zeitung – und im übrigen auch das älteste Redaktionsmitglied! (Und das im doppelten Sinne: sowohl an Lebens- als auch an in der Redaktion verbrachten Arbeitsjahren. Mein Alter wurde selbstredend höflich verschwiegen!)

Ich war total perplex. Und stand dann auf und übernahm den Preis und hätte auf alle Fälle was Kluges sagen wollen. Doch was tat ich? Ich weinte...

Die Neue Zeitung hat während fünf Jahrzehnten die Anliegen der Ungarndeutschen wahrnehmend begleitet, sich im Rahmen der jeweiligen politischen Möglichkeiten für ihre kulturellen und gemeinschaftlichen Belange eingesetzt und ist so zu einer wahren Chronik ihrer wechselvollen Lebenswege durch die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts geworden.

Diesen wichtigen Tag im Leben Eurer Zeitung nehme ich gern auch zum Anlaß, um mich für die publizistische Unterstützung zu bedanken, die dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München (IKGS) in all den Jahren gewährt worden ist.

Wir freuen uns auf die weitere gute Zusammenarbeit und wünschen dem gesamten NZ-Team viel Erfolg und Freude bei der Arbeit!

Prof. h. c. Dr. Stefan Sienerth
Direktor

Institut für deutsche Kultur und
Geschichte Südosteuropas an der
LMU München

und den Zahnarzt in Vilnius verbindet

gua franca auf, einer allgemein gesprochenen und allgemein verstandenen Sprache. Einst, zur antiken Zeit des Römischen Reiches bis hin zur spätmittelalterlichen Zeit des Humanismus und der Renaissance war diese Lingua franca zumindest der Eliten Latein. In dieser Sprache kommunizierten wohl Caesar und Kleopatra, aber auch Erasmus von Rotterdam mit Martin Luther. Heute, vermeint man nicht zu unrecht, sei das Englisch, zumindest eine Art Englisch – William Shakespeare wie Mark Twain griffen sich an den Kopf, wollte man ihnen weismachen, das sei ihre Sprache. Heutzutage ist dieses Behelfsvehikel „immer und überall“; gerade das mag ja das Praktische daran sein, Verständnis und Verständigung kommen damit aber nicht zustande. Seit Jahrzehnten versucht man – und die Versuchenden sind weiterhin hartnäckig dabei –, eine Sprache zu konstruieren und als allgemeines Kommunikationsmittel durchzusetzen: Esperanto. Daß die Durchsetzung nicht und nicht klappt, liegt gerade am Kunstcharakter dieser Erfindung – was im Umkehrschluß zeigt, daß Sprache nichts künstlich zu Schaffendes und politisch oder gesellschaftlich zu Regulierendes ist, nicht konstruiert werden kann, sondern natürlich wachsen muß, wenn sie funktionieren soll.

Immerhin gibt es – und Ihre Anwesenheit in diesem Haus bestätigt das – eine Sprache, in der osteuropäische Kultur seit eh und je gut aufgehoben ist, sich gut aufgehoben fühlt, und die, oft im verborgenen, bis heute bestens funktioniert:

Deutsch. Auf deutsch verständigten und verstanden sich Sidonie Nádherny von Borutin aus Janowitz mit Karl Kraus aus Wien, Joseph Roth aus Lemberg mit Leo Perutz aus Prag, deutsch sprechen heute Imre Kertész aus Budapest mit Aurel Plesu aus Bukarest im Wissenschaftskolleg in Berlin und Peter Esterházy mit Dragan Velikić aus Belgrad auf der Buchmesse in Frankfurt oder Leipzig. Und auf deutsch darf ich, der ich zugleich aus dem Osten (Zeiden, Feketehalom, Codlea, bei Kronstadt, Brassó, Brasov) und aus dem Westen (Bonn) komme, zu Ihnen sprechen, und ich glaube und hoffe, wir verstehen uns.

Wie ist das so geworden? Ich weiß, es ist eine eher freischwebende Hypothese, und im Licht oder besser im Dunkel heutiger Konflikte in Europa und weltweit kann man sich mit solchen Äußerungen nach Herzenslust unbeliebt machen, aber ich setze sie Ihnen doch vor, nur als mehr oder minder festlichen Anreiz zum Denken und Bedenken eines jeden nach seiner Fassung:

Zum einen ist das Deutsche in weiten Räumen des mittleren und östlichen Europas eine Sprache von Eliten und zugleich eine Sprache von Minderheiten gewesen, also zweier sehr verschiedener Gruppen, die aber eines gemeinsam haben: den Willen, sich kulturell zu behaupten, wobei sie besonders hartnäckig, aber auch besonders sorgfältig an der Sprache festhielten, ob in Schule oder Kirche oder im gesellschaftlichen Leben. Das war in

den Weiten Pannoniens, an den Ufern der Donau nicht anders, und so erklärt es sich, daß ein im Grunde bäuerlicher Stamm wie die Donauschwaben über Jahrhunderte eine kulturelle Größe seiner Heimatlandschaft sein konnte und selbst die Dezimierung durch die Schrecken des Krieges und der Nachkriegszeit, wenn auch nicht unbeschadet, überstanden hat. Zeugnis davon legt zuletzt die „Neue Zeitung“ ab. Und so erklärt es sich – auf die Eliten bezogen –, daß auch diese Exponenten einer bürgerlichen Kultur in Bukarest und Budapest, in Sofia und Sankt Petersburg, sogar ein halbes Jahrhundert des roten Terrors einigermaßen überstanden haben und sich jetzt zum Segen jener Städte und Länder wieder regen. Das liegt beileibe nicht nur an der deutschen Sprache, doch sie hat einen bedeutenden Anteil daran. Sie „verbindet“ somit sogar den schwäbischen Bauern in Willand oder den Hufschmied in Wudigeß mit dem Universitätsprofessor in Saloniki oder dem Zahnarzt in Vilnius.

Das zum einen. Zum anderen: Kultursprache läßt sich, man kann es nicht oft genug wiederholen, nicht verordnen, sie muß wachsen. Und daß Deutsch zwischen West und Ost so gewachsen ist, ja wächst und gedeiht, liegt daran, daß diese Sprache gut funktioniert. Und das gleichermaßen gut in weit auseinanderliegenden Bereichen wie Wissenschaft und Technik und Dichtung und Wahrheit – von der Lüge wollen wir nicht reden.

Manchen kommt sie streng und

unnachgiebig, kompliziert und hölzern, ja knöchern vor. Leute, die ein slawisches Idiom oder Ungarisch oder Rumänisch zur Muttersprache haben, beklagen sich, sie, die deutsche Sprache, habe verhältnismäßig wenig Möglichkeiten, menschliche Wärme, Sanftheit und Weichheit auszudrücken, sie sei überhaupt durch ihr komplexes Regelwerk regelrecht „verkopft“ und nicht geeignet, die Nuancen menschlichen Erlebens zu vermitteln. Es stimmt, schon der rumäniendeutsche Dichter Rolf Bossert, Abkömmling von Deutschböhmen aus dem Banater Bergland, hat sich in Bukarest gefragt, „wie kann man den Duft einer gogoase ins Deutsche übersetzen?“ Wie läßt sich ein so geschmack- und duftreiches Wort, in dem der kulinarische Genuß mitklingt, ins Deutsche bringen? Nur unter großen Verlusten an Klang, an „Duft“ in jeglichem Sinn. Sie werden, sofern Sie Kürtőskalács oder Lángos zu übertragen versuchen, auf ähnliche Probleme stoßen. Ja schwerer noch: Für das zärtlich begütigende „szunyókálni“ finde ich auch im besten deutschen Synonymwörterbuch keine geeignete Entsprechung.

Aber darum geht es hier und heute beileibe nicht. Denn hier wird nicht geschlafen und nicht geschlummert, hier wird gearbeitet, hier wird eine deutsche Zeitung gemacht, seit fünfzig Jahren, und hier gibt es noch viel zu tun. Für das Getane herzlichen Glückwunsch, und für alles, was noch getan werden wird, die besten, aufgewecktesten Wünsche.

Georg Aesch

Das Schreiben kann viel Spaß bereiten

Wenn es ein Jubiläum gibt und man über ein Grußwort nachdenkt, fallen einem immer Momente aus dem Leben ein, die einen mit dem Jubilar verbindet.

Die Neue Zeitung kannte ich als Leserin seit vielen Jahren, seit meiner Schulzeit. Sie war für mich immer eine Zeitung, in der ich erfahren konnte, was in ganz Ungarn bei den Ungarndeutschen passiert. Ich hatte die Möglichkeit, über deutsche Ortschaften, Kulturgruppen, interessante Persönlichkeiten zu lesen. Alles als ein Beweis dafür, daß die ungarndeutsche Kultur in anderen Gegenden des Landes und für viele Menschen einen wichtigen Teil des Alltags bildet.

Es ist vier Jahre her, daß mein erster Artikel in der Neuen Zeitung veröffentlicht wurde. Damals berichtete ich über die 910. Jubiläumsfeier der Branauer Kleinstadt Bohl. Die Printmedien waren damals ein neues Gebiet für mich, davor dachte ich als Fernsehjournalistin bei „Unser Bild-

schirm“ (MTV) immer in Bild und Ton. Doch es wurde mir schnell klar, daß das Schreiben viel Spaß bereiten kann. Besonders, wenn man auf einen Artikel Rückmeldungen bekommt und wenn man qualifizierte Kollegen als Ansprechpartner in der Redaktion hat. Und nicht zuletzt übernimmt man beim Schreiben eine Verantwortung für alles, was man über Menschen oder Ereignisse verfaßt.

Heute arbeite ich im Haus der Ungarndeutschen im Büro des Ungarndeutschen Kultur- und Informationszentrums und habe auch offiziell viel mit der Neuen Zeitung zu tun, da in NZ regelmäßig über das Zentrum berichtet wird. Die Redaktion ist nur eine Etage höher als das Zentrumsbüro, und besonders dienstags, wenn Redaktionsschluß ist, laufen die Leitungen heiß. Am Donnerstag, wenn die neue Ausgabe in die Redaktion geliefert wird, ist das erste, was alle im Haus machen, sich ein Exemplar zu holen und durchzublättern.



Das erste Interview für NZ

Foto: Attila Kovács

Auch im Namen des Zentrums wünsche ich dem Geburtstagskind, daß wir weitere 50 Jahre darüber auf dem Laufenden gehalten werden, was bei den Ungarndeutschen passiert. Dazu wünsche ich Chefredakteur Johann Schuth und allen Mitarbeitern viel Kraft und Ausdauer – und daß Ihr, liebe Kollegen, die Lust am Schreiben nicht verliert!

Monika Ambach

Ich wünsche Ihrer Zeitung, die schon das ganze Jahrhundert die deutsche Sprache und Kultur der Ungarndeutschen pflegt und verbreitet, weitere 50 erfolgreiche Jahre. Ihnen und der ganzen Redaktion viel Eifer, Begeisterung und Ausdauer beim Schaffen weiterer Ausgaben der Neuen Zeitung.

Mgr. Andrej Mikolajczyk
Schriftleiter „Karpantenblatt“

Die Jubiläumsfeier und die Herausgabe der Beilage zum 50. Geburtstag der Neuen Zeitung wurden durch die Gemeinnützige Stiftung für die Nationalen und Ethnischen Minderheiten in Ungarn sowie durch das Nationale Zivile Grundprogramm gefördert.

NCA
NEMZETI CIVIL ALAPPROGRAM

Die FES und der Journalistenaustausch mit Ungarn



Der Kontakt der Friedrich-Ebert-Stiftung zur 1957 gegründeten „Neuen Zeitung“ begann Ende der 70er Jahre, als der kontinuierliche Journalistenaustausch mit dem seinerzeitigen Journalistenverband, MUOSZ, seinen Anfang nahm.

Jährlich wurde eine 5köpfige Journalistendelegation aus Ungarn in die Bundesrepublik eingeladen, und im Gegenzug besuchte eine deutsche Journalistengruppe – ebenfalls für eine Woche – Ungarn.

Im Oktober 1984 besuchte ich zum ersten Mal mit einer Delegation deutscher Kultur-Redakteure Budapest, Kecskemét, und Fünfkirchen. Natürlich stand in Budapest auch ein

Besuch bei der „Neuen Zeitung“ auf dem Programm, wo uns der seinerzeitige Chefredakteur Peter Leopold und Redakteur Johann Schuth empfing! Wir wurden über die Ziele der Wochenzeitung informiert – nämlich die Pflege der Kultur, über die Auflage (seinerzeit ca. 4.000) sowie über die Probleme mit dem Vertrieb per Post. Ein informativer Bummel durch das Zentrum Budapest – in Begleitung von Johann Schuth – schloß sich an, den wir sehr genossen, auch bedingt durch seine kenntnisreichen Erläuterungen dieser schönen Stadt.

Im Juli 1989 konnte ich noch einmal eine deutsche Journalistendelegation nach Ungarn begleiten, wo neben Budapest auch ein Besuch in Tihany stattfand.

Die FES hat im Laufe der 80er Jahre zahlreiche Hospitanzen auch an Redakteure der „Neuen Zeitung“ vergeben können, die in erster Linie einer Vertiefung des Informationsaustausches mit Kollegen von verschiedenen deutschen Presseorganen dienen sollte.

Anlässlich ihres 50sten Jahrestag wünsche ich der „Neuen Zeitung“ viel Erfolg, viele Leser, und auch weiterhin keine Sorgen beim journalistischen Nachwuchs!

Elke Sabiel

50 Jahre Neue Zeitung – 18 Jahre Zusammenarbeit

Die Gemeinschaft Junger Ungarndeutscher war in der Neuen Zeitung von Anfang an stark vertreten. Schon über die Gründung der Organisation im Jahre 1989 wurde in der Zeitung berichtet. Die GJU-Programme wurden im ganzen Land immer mehr bekannt und erfolgreich, wobei auch die Neue Zeitung eine wesentliche Rolle spielte. Auf der 13. Seite der Zeitung wurden die Veranstaltungen angekündigt, und ebenfalls hier sind die Programmberichte, Neuigkeiten und Ausschreibungen erschienen. Aber nicht nur die Geschäftsführung und das Präsidium gestalteten die Seite, sondern auch die Mitglieder und GJU-Freundskreise konnten sich dadurch vorstellen und einen Einblick in den Journalismus gewinnen. So entstand eine regelmäßige und landesweite Kommunikation zwischen dem Verein und der ungarndeutschen Jugend sowie anderen Interessenten.

Seitdem sowohl die Redaktion als auch das GJU-Büro ihren Sitz im Haus der Ungarndeutschen haben, arbeiten die zwei Interessenvertreter noch enger zusammen. Zu den Mitarbeitern und auch zu den jungen Praktikanten haben wir gute

Beziehungen, was sich zum Beispiel darin zeigt, daß sie an mehreren GJU-Programmen, an Fahrradtouren, Landestreffen, Delegiertenversammlungen und JEV-Osterseminaren teilnahmen.

Wir hoffen, daß diese gute Zusammenarbeit weiterhin bestehen bleibt und wünschen der Neuen Zeitung zu ihrem 50. Jubiläum alles Gute und noch mindestens weitere 50 Geburtstage!

David László
Präsident der GJU



Das Grußwort von David László wurde von GJU-Geschäftsführerin Éva Pénczes verlesen

Zur Zeit des Eisernen Vorhangs ein kleines Fenster

Gegründet in einer Zeit, in der die Pressefreiheit in Ungarn sicherlich noch sehr eingeschränkt war, kann die Neue Zeitung in diesen Tagen auf ein 50-jähriges Bestehen zurückblicken. Ob das Ziel der Gründer, alle Landsleute in Ungarn mit Informationen zu versorgen, je erreicht wurde, ist mir nicht bekannt. Dieses Ziel war sicherlich und ist auch heute noch wünschenswert.

Für mich und für viele außerhalb Ungarns lebenden Landsleute war diese Zeitung zur Zeit des Eisernen Vorhangs ein kleines Fenster, durch das wir über Leben und Wirken der „Daheimgebliebenen“ wertvolle Informationen erhalten konnten.

Auch heute noch, wo es für uns keine Grenzen mehr gibt, informiere ich mich gerne durch die Neue Zeitung, ihre Beilagen und den Jahreskalender über das Leben der Ungarndeutschen, deren Sitten und Gebräuche sowie über die Aktivitäten

der Jugend und der Kirchen. Die Neue Zeitung ist ein wichtiges Bindeglied für unsere Landsleute inner- und außerhalb Ungarns.

Wenn ich die wöchentlich immer pünktlich eingetroffene Neue Zeitung gelesen habe, kommt sie ins Haus Pannonia nach Speyer. Hier ist sie den Hausgästen zugänglich und wird immer gerne gelesen und mitgenommen.

Ich möchte nicht versäumen, Herrn Johann Schuth und allen, die diese Zeitung erstellen, für ihre Arbeit zu danken. Mit diesem Dank verbinde ich meine Gratulation zum Jubiläum und wünsche Ihnen für die Zukunft ein erfolgreiches Wirken zum Wohle der Ungarndeutschen.

Josef Jerger
Präsident des Weltdachverbandes der Donauschwaben e.V. und Landesvorsitzender der Donaudeutschen Landsmannschaft in Rheinland-Pfalz e.V.



Josef Jerger (rechts) beim Kulturseminar des Weltdachverbandes der Donauschwaben in Werischwar

Aus ganzem Herzen

Zum 50. Geburtstag ziemt es sich, einige Worte der Wertschätzung und der Aufmunterung auszusprechen, aber auch Worte des Dankes und der Freundschaft. Aus ganzem Herzen feiern wir, die Redaktion der Hermannstädter Zeitung in Gedanken mit, wenn ihr, die Kollegen von der Neuen Zeitung in Budapest, dieses Jubiläum angemessen begeht. Unserem älteren und erfahrenen Bruder im Bereich deutschsprachiges Wochenblatt zu gratulieren ist uns ein besonderes Anliegen, verbindet doch die beiden Redaktionen über Jahrzehnte eine gute Zusammenarbeit und eine ebenso ersprißliche Freundschaft. Es tut uns leid, daß wir

euch nicht persönlich beglückwünschen können. Da aber eure Feier gerade in die Zeit fällt, in der in Hermannstadt die Dritte Europäische Ökumenische Versammlung tagt, müssen wir den Feierlichkeiten in Budapest fernbleiben. Wir wünschen Euch weiterhin viel Kraft beim Zeitungsmachen und Euren Lesern und Leserinnen weiterhin viel Spaß beim Lesen Eurer Zeitung. Wir in Hermannstadt freuen uns jedesmal, wenn uns die Neue Zeitung in die Redaktion flattert.

Beatrice Ungar
Chefredakteurin
Hermannstädter Zeitung